

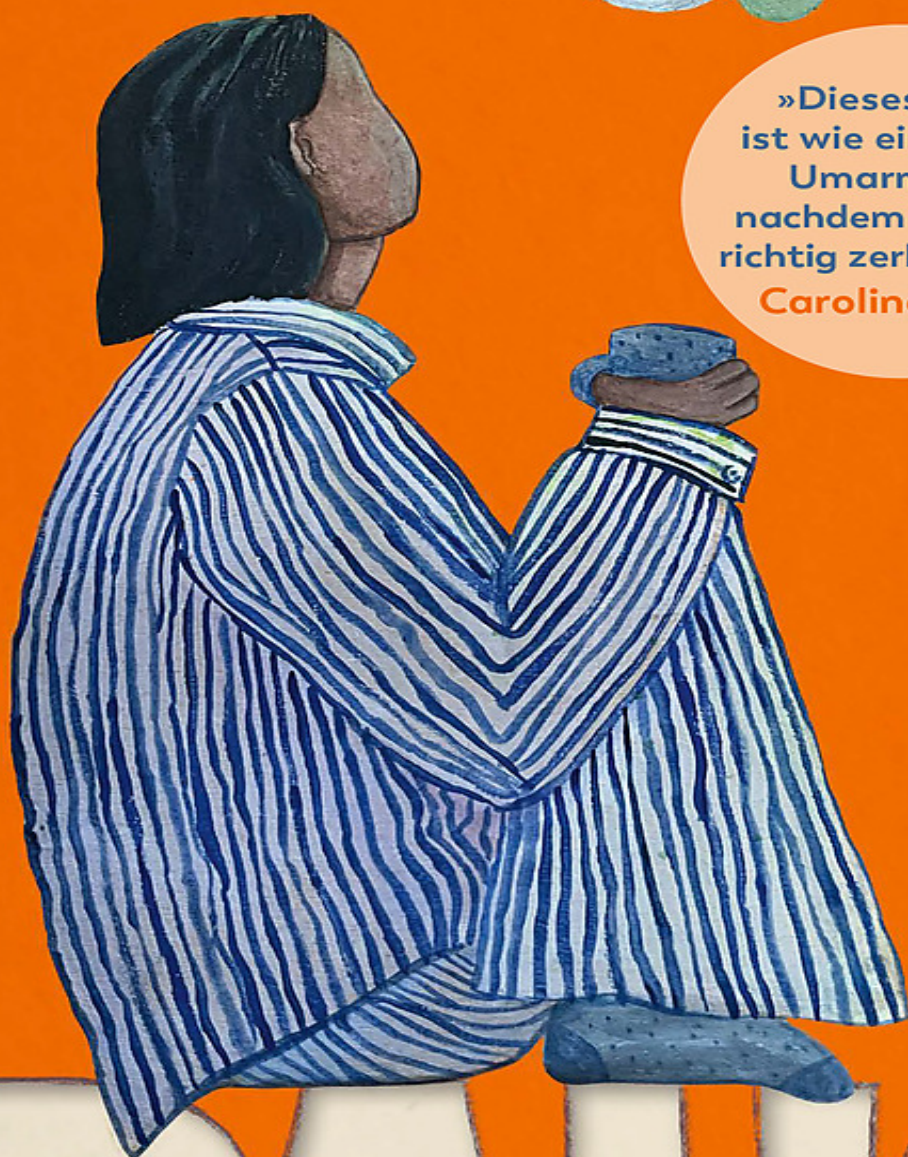
LENA KUPKE

R O M A N



»Dieses Buch
ist wie eine feste
Umarmung,
nachdem es einen
richtig zerlegt hat.«

Caroline Wahl



PAUSE

dtv

Über das Buch

»Der Tag, an dem die Notärztin kam, war der Tag, an dem ich wieder zu meinen Eltern gezogen bin. Mit sechsenddreißig.«

Manchmal zwingt das Leben einen zur Pause, ob man will oder nicht. Hanna will eigentlich nicht, doch von heute auf morgen findet sie sich in ihrem alten Kinderzimmer in der Lüneburger Heimat wieder. Nur wie soll das überhaupt funktionieren: ein Familienalltag von null auf hundert mit Eltern und erwachsenem Kind, die seit jeher Konflikte lieber unter den Teppich kehren, als sie zu klären? Und was ist mit ihrem Freund Paul und ihrem Leben in Berlin? In ihrem Debütroman erzählt Lena Kupke gnadenlos ehrlich und überraschend humorvoll von Momenten am Boden, von der Verarbeitung von Schicksalsschlägen und von Liebe in unerwarteten Momenten.

Lena Kupke

Pause

Roman

dtv

**Du weißt nicht,
wie stark du bist,
bis du stark sein musst.**

1

»Hanna, die Ärztin ist jetzt da, und die ist eine richtige Bossbitch! Seh ich direkt! Der kannst du vertrauen!«, sagt Isabell zu mir.

Ich höre es nur nicht, weil ich gerade ohnmächtig auf dem Boden liege. Auf einem harten Teppichboden, mitten in einem großen Konferenzraum. Von ganz weit entfernt kann ich spüren, dass über und neben mir mindestens drei Personen hocken und an meinem Körper alles Mögliche abtasten und drücken. Auf Isas »Bossbitch« reagiert die Notärztin mit einem irritierten »Ähm okay ...« und ergänzt in ihrem professionellen Ärztinnenton sachlich: »Wir spritzen ihr jetzt erst mal etwas zur Beruhigung.«

Ehe die Ärztin mir einen Zugang legen kann, wache ich plötzlich mit einem tiefen Einatmen auf, das sich anfühlt, als wenn ich zu lange unter Wasser gewesen wäre und nun endlich an die Oberfläche gelange.

»Hanna, können Sie mich hören?«

Die Notärztin sieht mich an. Sie ist dicht über meinem Gesicht, aber ich kann sie nicht richtig erkennen, kann meinen Blick nicht scharf stellen. Meine Augenlider fühlen sich schwer an und fallen direkt wieder zu. In mir wird es ruhig und ruhiger, und ich spüre: Ich tauche wieder ab. Die

Ärztin nutzt die Ohnmacht, um die Kanüle in meine Vene zu führen.

Es dauert keine zwei Minuten, dann öffnen sich meine Augen. Dieses Mal habe ich eine klare Sicht auf die Decke über mir.

»Der Himmel ist aus Sand«, nuschle ich und denke mir, wie schön das aussieht, so friedlich. Dann schießt mir der nächste Gedanke durch den Kopf: »Ich möchte Pommes und Burger essen!«

»Wow, was habt ihr der denn gegeben?! Kann ich auch was davon haben?«

Isa ist kurz davor, in den Notarztkoffer zu greifen, wird aber direkt von der Ärztin abgewürgt.

»Wir nehmen Ihre Freundin jetzt einmal mit ins Krankenhaus.«

Beep beep ist das Erste, was ich höre, als ich wieder aufwache. Mit halb geöffneten Augen blicke ich zur Seite und sehe Monitore, Geräte und Kabel, die zu mir führen. Nicht schon wieder Krankenhaus, als wären die letzten Aufenthalte in der Gynäkologie nicht genug gewesen ... Ich bin komplett verkabelt und kann mich nicht bewegen. Alles, was ich spüre, ist, dass ich dringend pinkeln muss. Wie bin ich hier gelandet? Das Letzte, an das ich mich erinnern kann, ist der filzige Teppichboden, auf dem ich lag, und Isa, die bei mir war. Vorsichtig hebe ich die dünne Decke hoch, um zu sehen, wo all die bunten Kabel

hinführen. Jede Bewegung fühlt sich fremd an. Mein rechter Zeigefinger steckt in einer grauen Plastikklammer, mein linker Arm in einer Klettmanschette. Zaghaft ertaste ich unzählige Elektroden an meinem Oberkörper. Warum habe ich ausgerechnet heute so ein hautenges weißes T-Shirt angezogen? Noch dazu mit diesem peinlichen Sternzeichen darauf, obwohl ich noch nicht einmal an Astrologie glaube. Ich muss aussehen wie das Vorher-nachher-Bild einer Festivalbesucherin. Mir fallen die Augen wieder zu. Ich bin so müde. Trotzdem überlege ich, wie lange ich noch einhalten kann. Ich muss aufstehen, los, streng dich an. Komm schon. Doch vergebens. Ich verharre auf der Liege und blinzele ab und zu, um zu verstehen, wo genau ich bin. Ich bin in einem weißen Krankenhausraum, die Tür zum Flur ist geöffnet, die Menschen, die manchmal vorbeigehen, sind blau gekleidet. Ich muss in der Notaufnahme sein. Oder? Mein Arm zuckt. Aua! Was pikt da? Ich entdecke den Tropf neben mir, an den ich angeschlossen bin. Was ist das für eine Infusion? Mir fehlt doch gar nichts. Mit dem Geruch von Desinfektionsmitteln in der Nase fallen mir erneut meine schweren Augen zu.

Irgendwann kommt eine Krankenschwester zu mir und reicht mir eine Bettpfanne.

»Einmal bitte Wasser lassen, damit wir wissen, dass Ihre Nieren arbeiten«, sagt sie emotionslos zu mir, und ich finde, sie sieht aus wie eine Jenny. Sie hat einen leichten Dialekt, vielleicht pfälzisch, einen braunen Pferdeschwanz,

riecht nach Nivea-Creme und scheint nicht vorzuhaben, mir zu sagen, was hier eigentlich los ist. Demonstrativ hält sie das metallene Ding hoch. Das ist ja wohl ein Witz. Ich pinkele doch in keine Pfanne!

»Ähm, nein danke, ich geh einfach hier auf Toilette«, antworte ich und versuche mich unter Jennys abgeklärten Augen aufzurichten. Doch ich kann mich nicht aufsetzen.

Jenny schaut sich meine lächerlichen Versuche nicht lange an. »So, dann machen wir das mal zusammen!« Mit Schwung schlägt sie die Bettdecke zur Seite, und ich fühle mich entblößt. Unbeirrt zieht Jenny mir meine beige transparente Leinenhose und den hautfarbenen ausgeleierten String herunter. Ihre routinierten Handgriffe und der enorme Blasendruck helfen mir, es nun doch einfach laufen zu lassen. Ihh! Ich spüre, wie der Urin nach hinten an der Metallschale vorbeifließt und meinen ganzen Hintern benässt. Nur ein Bruchteil landet in der Urinschale. Wie soll man denn auch im Liegen pinkeln? Da könnte ich auch direkt komplett ins Bett machen. Doch ich sage nichts, ich bin zu schwach. Schwester Jenny bemerkt das Ganze noch nicht mal und zieht mich mechanisch wieder an. Na toll! Ich liege in meiner eigenen Pisse mit nasser Leinenhose in einer fremden Stadt in einem Krankenhaus, dessen Namen ich noch nicht einmal kenne. Scheiße. Jenny deckt mich in meiner Pipi-Pfütze wieder zu und macht sich auf den Weg zur Tür, die immer noch offen steht. Jetzt werde ich panisch und rufe ihr hinterher: »Ich

möchte bitte gehen!« Ich hasse es, dass mich alles hier an die OP-Säle erinnert.

Schwester Jenny bleibt stehen, dreht sich zu mir um und sagt fast abfällig mit hochgezogenen Augenbrauen: »Gehen können Sie jedenfalls auf keinen Fall. Die haben Ihnen im Krankenwagen noch mal etwas spritzen müssen. Sie können bestimmt erst in zwei Stunden laufen. Und es muss Sie so oder so jemand abholen. Wir dürfen Sie nicht alleine entlassen.«

»Aber ...«, erwidere ich und werde direkt von ihr unterbrochen.

»Es kommt auch gleich noch eine Ärztin zu Ihnen.«

Dann geht sie, und ich dämmere weg.

Als ich meine Augen wieder aufschlage, steht eine junge Frau in weißem Kittel neben mir.

»Hallo, Salin mein Name! Ich bin Assistenzärztin.«

Sie sieht mich mit wunderschönen braunen Augen an. Sie hat das schönste Lashlift, das ich jemals gesehen habe, jede ihrer dichten Wimpern hat den perfekten Schwung, nicht zu stark und nicht zu schwach. Auf ihrem Namensschild steht *Theodora Salin*.

»Hatten Sie in der Vergangenheit schon mal einen Krampfanfall?« Theodora sieht mich fragend an.

»Ähm ... nein.« Krampfanfall? Plötzlich sehe ich, wie meine Arme und Beine gezuckt und ausgeschlagen haben, als ich auf dem Teppichboden lag. Angespannt ziehe ich die Krankenhausdecke höher.

»Ohnmachtsanfälle?«

»Nein.« Lüge ich.

»Okay. Es ist nicht ganz klar, warum Sie einen Krampfanfall hatten. Ihre Blutwerte und Vitalfunktionen sind so weit alle unauffällig. Gibt es Fälle von Epilepsie in der Familie?« Theodora sieht mir direkt in die Augen.

»Nein.« Mir wird ganz heiß.

»Gut. Ich würde Sie trotzdem gerne einmal komplett durchchecken. Dafür müssten Sie über Nacht hierbleiben. Wir haben zwar schon Blut abgenommen und ein EKG gemacht, aber ich würde Sie gerne auch einmal ins MRT schicken und einmal in die Neurologie zum EEG.«

Über Nacht bleiben? Mein Herz rast ganz schnell, und eine dünne Schweißschicht legt sich auf meinen Körper. Die spinnen doch. Die verstehen hier ja gar nichts!

»Nein, tut mir leid!«, platzt es aus mir heraus.

Theodora schaut irritiert.

»Okay ... Ich kann Sie natürlich nicht zwingen, aber ich würde Ihnen dringend dazu raten.« Sie sieht mich eindringlich und besorgt an. Ich halte Ihrem Blick nur kurz stand.

»Ja, das verstehe ich auch, aber DAS ist nicht mein Problem«, antworte ich entschieden.

»Hmm ...« Theodora mustert mich aufmerksam. Dann nickt sie wieder, als wenn sie für sich eine Entscheidung getroffen hat. Mit einem lauten Einatmen sagt sie schließlich: »Okay, dann mache ich den Arztbrief fertig.

Das wird etwas dauern, aber Sie müssen ja ohnehin noch etwas hierbleiben.«

»Danke«, antworte ich kleinlaut mit zusammengepressten Lippen. Theodoras ärztliche Fürsorge verunsichert mich.

»Gut. Dann alles Gute Ihnen!«

»Danke! Ihnen auch.«

Theodora lacht über mein »Ihnen auch« und geht zur Tür, in der Jenny steht. »Ach, was ich dir noch ...«, höre ich noch, ehe die beiden mir den Rücken zudrehen und ich mich wie früher auf dem Schulhof fühle. Anscheinend wollen sie etwas unter sich besprechen, sollen sie doch! Ich bin hier eh bald weg. Trotzdem atme ich ganz flach, um möglichst wenig Geräusche zu machen und verstehen zu können, was die beiden da bereden. Durch das ganze Gepiepe hindurch gelingt es mir immerhin, »psychogener Anfall« aufzuschnappen. Als Jenny zu mir ans Bett kommt, tue ich ganz überrascht, damit sie bloß nicht weiß, dass ich mitgehört habe.

»Hier ist Ihr Handy.« Sie zeigt auf den Beistelltisch neben mir. »Das hat Ihre Freundin abgegeben, bevor sie gegangen ist. Am besten einmal jemanden anrufen, der Sie abholen kann, wir dürfen Sie, wie gesagt, nicht alleine gehen lassen, nach den ganzen Betäubungsmitteln, die Sie bekommen haben«, sagt sie mit einem kurzen Nicken am Ende, und damit verschwindet Schwester Jenny schon wieder in den Flur.

Ich greife nach meinem Handy. Boah, ist das schwer. Es rutscht mir immer wieder aus den Händen, doch schließlich schaffe ich es, eine kryptische Nachricht an Paul zu schicken. Zum Glück ist er online und antwortet direkt. Bestimmt fährt er schon los, um mich abzuholen.

Hannarsch, was machst du für Sachen?, lese ich die erste Zeile, und wie immer bringt mich dieser Spitzname zum Lachen. Automatisch sehe ich Pauls verschmitztes Lächeln dabei. *Ey, ich kann nicht so schnell kommen, das sind 160 km! Ich komme gerade aus ner Doppelschicht und hab schon Bier getrunken. Die sollen dich im Krankenhaus übernachten lassen. Morgen kann ich kommen.*

Scheiße! Mein Herz pocht wieder schneller, und irgendeines der Geräte reagiert mit einem neuen Piepton. Ich hasse es, auf Hilfe angewiesen zu sein! Am liebsten würde ich mir einfach ein Uber bestellen. Doch meine schwerfälligen Finger sind von dem Auftrag, eine neue App zu öffnen, überfordert und bleiben stattdessen bei WhatsApp hängen. Langsam scrolle ich durch meine Chats. Alles dauert länger als sonst, und ich komme ständig an eine falsche Taste mit meinen Wattehands. Blancas letzte Nachricht ist eine neunminütige Sprachnachricht, die ich noch nicht beantwortet habe. Ich erinnere mich: Sie hat von ihrem Ayahuasca-Trip in Brandenburg mit dem Schamanen aus Mexiko erzählt. Blanca fährt ohnehin kein Auto, wie eigentlich all meine Berliner FreundInnen. Was ist mit Ben? Ich öffne unseren Chat und erinnere mich

sofort, als ich das Foto sehe, was er mir gestern Abend geschickt hat. Es ist ein Bild von ihm in einem oversized Sakko auf einem Polsterstuhl, dazu die Nachricht: *Ich hochbetrunken im Sterne-Restaurant als Überraschungsgeschenk von Mo zum 6. Hochzeitstag (eigentlich 12 wegen Diskriminierung!). Fühle mich wie ein österreichischer Graf.*

Ich spüre eine Art Erleichterung darüber, dass es einen Grund dafür gibt, dass ich die beiden erst gar nicht um Hilfe bitten muss. Doch wie komme ich hier weg? Ich könnte Yael oder Lilli fragen. Schon allein der Gedanke, sie zu fragen, schnürt mir den Magen zu. Ich probiere noch einmal, mich hinzusetzen, doch ich scheitere beim Versuch, meinen Oberkörper aufzurichten. Mein ganzer Körper fühlt sich wie betäubt an. Was haben dir mir bloß gegeben? Auf einmal taucht ein Bild vor meinem inneren Auge auf. Eine Notärztin, die mir eine Tablette in den Mund schiebt und zwei Spritzen setzt. Ich bekomme Gänsehaut. Das ist doch hier alles nur ein wilder Traum?! Meine Wattefinger hängen immer noch stur in WhatsApp. Ich muss hier weg! So schnell wie möglich! Warum nutze ich diese Benommenheit nicht einfach als Rampe? Ich gehe auf Lillis Namen und entscheide mich für einen lockeren Versuch: *Hey, hast du zufällig Lust auf nen kleinen spontanen Roadtrip?*

Das ist gut, so liest es sich auch nicht dramatisch. Trotzdem bin ich angespannt. Lilli ist online.

*Hey, ich muss irgendwie gerade auf mich achten, sorry.
Du hast halt unsere letzten beiden Treffen abgesagt,
und irgendwie brauche ich gerade Verbindlichkeit und
möchte mich daher erst mal nicht mehr mit dir treffen.
Muss da einfach auf mich aufpassen.*

Ihre Nachricht ist wie ein Pfeil in mein Herz, und sofort füllen sich meine Augen mit Tränen. Lilli und ich kennen uns seit sieben Jahren, und sie weiß, warum ich die letzten Treffen absagen musste. Mein Kopf wird heiß und rauscht. Ich lege mein Handy beiseite. Das hat man also davon, wenn man um Hilfe fragt. Tränen laufen mir die Wangen herunter. Ich lasse sie laufen, weil ich zu lädiert bin, um sie wegzuwischen. Ist das alles scheiße! Man, ich hab Lilli so oft geholfen! Die Blöße, mir noch eine Absage einzuholen, gebe ich mir nicht. Ich werde nicht noch Yael fragen. Oder? Okay, noch ein letzter Versuch.

Hey Yael, sag mal, hast du gerade Zeit? Ich bräuchte mal Hilfe.

Auch Yael antwortet sofort.

Ich bin heute echt am Anschlag, weil ich heute alles fertig machen muss.

Yael hat wie alle immer Deadline-Stress. Ich schreibe zurück.

Klar, verstehe ich. Halte durch. Herzemoji.

Meine Hände zittern. Wütend über meine Unehhrlichkeit lasse ich mein Handy auf den Beistelltisch fallen. Erschöpft schließe ich die Augen.

Beep beep, langsam gewöhne ich mich an diesen neuen Weckton. Urgh, meine Leinenhose ist ja immer noch nass! Ich blicke nach draußen auf den Gang und sehe ein bekanntes Gesicht. Jenny, die Krankenschwester, kommt wieder zu mir. Ihre Ausstrahlung ist so kühl, dass mein Anflug von Wärme über ihr vertrautes Gesicht direkt einfriert. Pferdeschwanz-Jenny blickt auf mich herab, und während sie auf den Herzmonitor schaut und die Infusion überprüft, fragt sie mich: »So, haben Sie Ihre Familie erreicht? Wer kommt Sie abholen?«

»Ja, ich habe mir überlegt, mir geht es wirklich sehr gut, und ich würde dann mit 'nem Uber nach Hause fahren. Mein Freund ist auch zu Hause, und da wäre ich beaufsichtigt.«

Um meine gespielt gute Verfassung glaubwürdig zu verkörpern, schließe ich am Ende des Satzes kurz beide Augen. Die deutsche Art zu zwinkern. Ich bin mir sicher, überzeugend souverän und fit zu wirken. Als ob ich mich hier festhalten lasse, Jenny bekomme ich allemal überzeugt, da bin ich sicher.

»Nein, das geht nicht.« Schwester Jenny lacht fast. »Sie können ja noch nicht einmal aufstehen. Die Narkosemittel

werden noch einige Stunden wirken. Wir dürfen Sie, wie gesagt, nicht ohne Begleitung entlassen«, ergänzt sie ungerührt und verschwindet wieder in den Flur.

Scheiße! Ich atme schwer aus und blicke an die trostlose Raufasertapete. Plötzlich fühlt sich die leichte Krankenhausdecke ganz schwer an und die schmale Liege viel zu groß für mich. Zaghaft versuche ich, mich erneut aufzurichten, vielleicht kann ich mich einfach rausschleichen und draußen in ein Taxi steigen. Ich stütze mich mit meinem linken Arm ab, um mich aufzurichten. Sofort ändert sich einer der Pieptöne, und meine Energie scheint alleine von dieser Mini-Aktion verbraucht zu sein. Entkräftet sinke ich zurück auf die chemisch riechende Krankenhausliege. Ich muss hier weg! Wer kann mich bloß abholen?

Schließlich bleiben meine Gedanken an zwei Menschen hängen: meinen Eltern. Es tutet genau einmal.

»Ja, Mama ... ähm ... also ... Doch, ich bin in Magdeburg bei dem Meeting ... Also, nicht direkt, jetzt lass mich doch mal ausreden! Ich bin im Krankenhaus, nichts Schlimmes ... Ich bräuchte nur einmal jemanden, der mich abholt ...«

»Wie, du bist im Krankenhaus?! Was ist denn passiert?«

»Nichts, ich war nur ohnmächtig und habe so 'n bisschen gezuckt und gekrampft ...«

»Ojee ... Mir ist heute auch schon den ganzen Tag so schwindelig. Da hast du wahrscheinlich aufs Wetter

reagiert. Ich hab das ja auch ...«

»Kann Papa mich abholen?«, unterbreche ich sie.

»Jetzt?! Nee, Hanna, Papa kann jetzt nicht mal eben zweihundert Kilometer fahren! Nein, das bringt mir jetzt hier zu viel Unruhe rein. Da musst du jetzt schauen. Also, das wird mir jetzt zu viel. Das überfordert mich jetzt. Ich habe hier selbst zu tun ...«

Das waren sechs »Jetzt«. Hätte ich bloß nicht angerufen.

»Oh, Hanni, was ist los?« Ich höre, wie mein Vater das Gespräch übernimmt.

»Hanna braucht jemanden, der sie abholt, die hat sonst niemanden. Die ist da ganz alleine«, antwortet meine Mutter aus dem Hintergrund.

»Mama ... ich ... Ich kann dich hören?!«

»Hanni, alles gut! Ich komme. In welchem Krankenhaus?«, höre ich meinen Vater sagen und merke, wie sich meine Augen sofort mit Tränen füllen.

Etwa drei Stunden später liege ich noch völlig benommen samt Krankenhaus-Armband und getrockneter Leinenhose in einem Krankenhausbett und lächele meine Eltern an, die gerade angekommen sind und sich angesichts der ganzen Kabel und Geräte, an die ich angeschlossen bin, ziemlich erschrecken. Meine Mutter stockt kurz, als sie mich sieht, als wenn jemand die Pausetaste gedrückt hätte. Es ist nur für eine winzig kurze Sekunde, dann bewegt sie sich weiter. Nur der kraftvolle Griff um ihre Handtasche, die sicher um ihre Schulter

baumelt, ist ungewöhnlich. Genauso hat sie früher, als wir den Hamburger Weihnachtsmarkt besucht haben und per Durchsage vor Taschendieben gewarnt wurden, ihre pragmatische Umhängetasche festgehalten. Mein Vater kommt hinter ihr hinein und hebt kurz seine Augenbrauen, als er mich sieht. Kurz räuspert er sich unbeholfen. Dann stehen die beiden Menschen, die ich am meisten liebe und denen ich doch so fern bin, etwas verloren vor dem Krankenhausbett, in dem ich liege. Sofort überkommt mich ein schlechtes Gewissen, dass ich sie in so eine Situation bringe. Krankenhäuser und Aufregung: Das mögen meine Eltern gar nicht. Ehe sie etwas sagen können, kommt ein Arzt herein, legt den Entlassungsbrief auf den fahrbaren Beistelltisch neben mich und sagt mit Blick zu meinen Eltern: »Die nächsten vierundzwanzig Stunden muss permanent jemand bei Ihrer Tochter sein, wegen der Narkosemittel, die wir ihr gespritzt haben.« Dann zeigt er auf den Umschlag. »Das einmal an den Hausarzt. Alles Gute.« Er nickt uns zu und verschwindet.

»Ja, gut, dann wollen wir mal, Hanni, los, auf geht's«, lockert mein Vater die Situation auf und hilft mir beim Aufstehen, während meine Mutter ruft: »Wir müssen uns ein bisschen beeilen, die Parkuhr läuft ab.«

Jenny kommt wieder herein, entkabelt mich wortlos und verschwindet mit einem trockenen »Alles Gute!«. Erst durch das Aufstehen merke ich, wie schwindelig mir ist. Ich fühle mich dumpf und weit weg von allem. Meine Mutter

hakt mich unter. Nun baumelt an ihrer rechten Seite die pragmatische Handtasche, und an der linken Seite hänge ich. Auf wackeligen Beinen stehe ich da und hasse es sofort, so verletzlich und schwach zu sein. Also greife ich nach meinen Schuhen und schlüpfe in meine Sandalen.

»Ja, wir können los.« Ich bemühe mich, möglichst energisch zu klingen.

»Mach langsam, mein Schatz.« Die Fürsorge in der Stimme meiner Mutter breitet sich wie ein warmes Gefühl in mir aus.

»Hast du denn alles?«, fragt mein Vater irritiert und öffnet den Krankenhausschrank. »Da ist nichts drin ... Ist aber ein ganz einfaches Material, hier ... ehrlich, steht bei uns im Keller, genau so ein Schrank ...« Es fehlt nur noch, dass mein Vater gegen die Schranktür klopft.

»Wolfgang, jetzt komm, sonst müssen wir noch mal zwei Euro in die Parkuhr werfen.« Meine Mutter steht schon ungeduldig mit mir im Schlepptau in der Tür. Ihre Ungeduld löst direkt ein fast vergessenes Gefühl der Vertrautheit aus.

»Hanni, mehr hast du nicht gehabt?« Mein Vater zeigt auf meine kleine Tasche, die noch auf dem Beistelltisch neben dem Arztbrief liegt.

»Nee ... also, doch, aber ich glaub ... hat Isa hoffentlich eingepackt ...« Ehe ich den Satz beenden kann, hat meine Mutter sich schon meine Tasche und den Arztbrief geschnappt, und wir stehen auf dem Krankenhausflur.

»Wolfgang, nimm du Hanna mal, das wird mir hier jetzt doch zu schwer.« Sie überreicht mich an meinen Vater.

Wir verlassen zu dritt das Krankenhaus, und ich möchte gar nicht wissen, was wir für ein Bild abgeben: ich völlig derangiert, mein Vater mich stützend und meine Mutter, die panisch vorrennt. Was ist eigentlich mit Paul? Wäre das nicht sein Job?

Schließlich kommen wir am Auto an. »Willst du vorne sitzen? Falls dir schlecht wird?« Ich höre meine Mutter wie von weit entfernt fragen. Statt zu antworten, starre ich nur vor mich hin und fühle mich wieder so unendlich schläfrig.

»Nee, jetzt lass Hanna mal, die hat immer hinten gesessen, die sitzt auch heute hinten.« Mein Vater öffnet die Hintertür, und ich bin froh über diese Entscheidungsabnahme.

Ist das gemütlich hier, schon was anderes als mein kleines Auto, und alles fühlt sich so samtig an, ich glaub, ich bleibe hier. Dann mache ich auch keine Umstände und Kosten – und alles ist endlich gut. Ich stelle mir vor, wie ich auf der Hinterbank im Auto meiner Eltern wohne und dort alles habe, was ich brauche. Es fühlt sich wunderschön an, überschaubar und sicher, das mag ich. Aus der Ferne höre ich Gemurmel.

»Das muss die Narkose sein, ich denke mal, die haben ihr ordentlich was gegeben. Denk mal dran, wie du nach der Magenspiegelung schon durchgehangen hast ... Ich weiß ja jetzt auch nicht, was sie mit Paul besprochen hat ...

Vielleicht will Hanna ja auch lieber zu sich? Hanna?« Meine Mutter dreht sich zu mir nach hinten. »Oder sollen wir dich lieber nach Berlin fahren? Du bist doch bestimmt lieber im eigenen Zuhause, bei Paul?«

Natürlich, meine Mutter hat keine Lust auf eine Tochter, die zur Last fällt. Ich soll erst wiederkommen, wenn ich wieder fröhlich und fit bin.

Zum Glück greift mein Vater ein. »Hanni, wo willst du hin?«

Wo ich hinwill? Ach, Papa, wenn ich das wüsste. Meine Augen füllen sich wieder mit Tränen.

»Wolfgang, sollen wir besser noch mal reingehen? Vielleicht ist das doch besser, wenn sie hierbleibt?« Meine Mutter kann es nicht sein lassen. Sie ist auf nichts so sehr fokussiert wie darauf, jede mögliche Belastung so fern wie möglich von sich zu halten.

»Hanni?« Mein Vater versucht weiter, mich zu erreichen. Doch ich kann nicht reagieren. Ich sitze da und starre, und die Tränen fließen unaufhörlich, aber ich finde meine Stimme nicht. Plötzlich öffnet mein Vater die Fahrertür, steigt aus, öffnet die Hintertür, setzt sich neben mich und nimmt meine Hand. Meine Hand in Papas Hand. Wir sitzen Händchen haltend da, und es ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich mitbekomme, dass mein Vater sich um mich sorgt. Schließlich musste man sich nie um mich sorgen. Funktioniert habe ich immer. Die Hand meines Vaters fühlt sich fremd und vertraut an, wie ein alter

Freund, den man lange nicht mehr gesehen hat. Keine Ahnung, wann wir das letzte Mal Händchen gehalten haben, wahrscheinlich als ich ein Kleinkind war. Damals hat mein Vater sich nie getraut, unsere Hände kräftig zu drücken, hat uns immer vorsichtig umarmt, um uns bloß nicht wehzutun. Meine Mutter hat uns immer entschlossen gepackt. Jetzt scheint meine Mutter fast unsicher zu sein. Wie deplatziert windet sie sich auf dem Beifahrersitz.

»Ach, mein Hannachen. Jetzt ist dein Papa ja da. Wird alles wieder gut.«

Das bringt mich noch mehr zum Weinen. Rotze läuft aus meiner Nase, und ich habe noch nicht mal die Kraft, sie wegzumachen. Ich lasse alles geschehen, alles laufen. Ich kann mich nicht mehr zusammenreißen.

»Wo soll ich dich denn hinfahren? Willst du nach Berlin, oder soll ich dich mitnehmen?«

Ich kann nur mit den Schultern zucken. Ich weiß nicht, was ich will. Gerade will ich für immer auf der Hinterbank bleiben.

»Ich glaub, ich muss mich mal ausruhen.«

»Gut. Dann nehme ich dich jetzt mit. Du kommst jetzt mit zu deinem Papa nach Hause.« Mein Vater drückt noch einmal meine Hand, steigt aus, setzt sich auf den Fahrersitz und fährt uns nach Hause.

Ich lasse meinen Kopf nach hinten fallen und sehe durchs Fenster. Unbekannte Landschaften ziehen vorüber, und alles ist so angenehm still in mir. Die Tränen trocknen,

und ich kann fühlen, wie aufgequollen mein Gesicht ist. Ich sehe weiter nach draußen, Alleen voller saftig grüner Baumkronen und ein Himmel, der blau strahlt. Ich fühle mich sicher und beschützt, und das Gefühl, weggefahren zu werden, tut unendlich gut. Mein Blick wandert an mir herunter. Wie meine Arme fast leblos einfach an mir herunterhängen. Wie taub sie sich anfühlen. Ich muss grinsen. Es fühlt sich entspannt und ganz warm in mir an. Ich bin offenbar high. Das ist echt besser als Gras. Ich wünschte, ich könnte dieses Gefühl konservieren. In diesem Zustand möchte ich bleiben und oh, »Sind das Schokocroissants?« Ich zeige auf den Korb voller Essen neben mir, wieso fällt der mir erst jetzt auf?

»Ja, Schatz, iss ruhig. Deine Schwester wollte heute eigentlich vorbeikommen, und als du dann angerufen hast, habe ich das Gebäck einfach eingepackt, dachte ich mir schon, dass du bestimmt Hunger hast.« Meine Mutter scheint wieder entspannter zu sein.

Schmeckt das lecker. Ich glaube, ich kaue gar nicht, hihi. Ob die dann auch wieder so aus mir herauskommen, wenn man sie einfach nur runterschluckt? Was war das gerade? Zum Essen vorbeikommen?, wiederhole ich die Aussage meiner Mutter in Gedanken. Essen die etwa öfter zusammen? Ich wusste gar nicht, dass die sich auch so casual unter der Woche sehen ... Na ja, die Schokocroissants aus Lüneburg sind auf jeden Fall die

leckersten. Kommt keine Hipsterbäckerei aus Berlin gegen an.

»Hanna, gib mir mal den Arztbrief!«, sagt meine Mutter und greift sich bereits den Umschlag aus meiner Handtasche neben mir. Irgendetwas zieht sich in mir zusammen. Ich will nicht, dass sie den Arztbericht liest, aber ich sage nichts.

»»Die Patientin« ... »sehr schlanker Körper« ... Siehst du, mein Schatz, wenigstens das! Damit hast du doch sonst auch immer so zu tun ...«, sagt meine Mutter fast stolz und sieht durch den Rückspiegel zu mir, wie ich gerade ein viel zu großes Stück Schokocroissant in der rechten Wange habe, das ich kaum klein gekaut bekomme.

»... »Diagnose: Panikattacke«.« Für mich hört es sich an, als wenn sie das Wort in Slow Motion vorliest. Die Betonung voller Unverständnis und Befremden.

»Panikattacke«, wiederholt sie und blickt zu meinem Vater.

»Was? Wie, Panik? Ich glaube, du hast wohl zu lange deinen Papa nicht mehr gesehen, Hanni.« Mein Vater lacht unbeholfen und sieht mich augenzwinkernd im Rückspiegel an.

Ich bin mir unsicher, ob mein Vater sich selber, mich oder meine Mutter mit diesem Auflockerungsjoke beruhigen möchte. Wahrscheinlich weiß er es selbst nicht so genau. Ich schäme mich so sehr, dass ich froh bin, all das hier gerade nicht nüchtern erleben zu müssen.

»Ach, ich denke mal, Hanna wird einfach Kreislaufprobleme gehabt haben und vielleicht was Falsches gegessen haben. Ich denke mal, die Ärztin musste da einfach irgendwas hinschreiben. Oder, Hanna? Wovor sollst du denn Panik haben?« Als ob sie den Grund nicht kennen würde.

»Ich habe das ja auch mit dem Kreislauf ...« Meine Mutter monologisiert weiter.

Wetterfühligkeit und Kreislaufprobleme sind die Antwort auf fast alle körperlichen Symptome meiner Mutter, und gerade kommt mir das sehr gelegen. Kreislaufprobleme sind greifbar und unbedrohlich. Auch ich bin mir nämlich sicher, dass die Ärztin sich vertan hat. Schließlich ist Panik nun wirklich nicht mein Problem. Höchstens eine Folge von den vergangenen Monaten.

Den Rest der Autofahrt schweigen wir, und ich schlafe ein. Als ich aufwache, sind wir schon fast da. Ich blicke aus dem Fenster und erkenne die Straßen meiner Kindheit. Jede Abbiegung ist mir vertraut, jede Kreuzung, jedes Stoppschild, jedes Haus, und da hinten ist meine Grundschule, mein alter Schulweg nach Hause, das kleine Büdchen, bei dem wir uns nach dem Kinderturnen eine Süßigkeit aussuchen durften. Sara hat immer etwas anderes genommen, ich immer dasselbe: Esspapier, weil das so schön am Gaumen kleben bleibt. Jetzt kommt schon die Erhöhung zur Tempobeschränkung, doch im Gegensatz zu früher ist sie kaum merkbar. Früher hatten meine Eltern

ein winziges Auto, in dem man jede Unebenheit gespürt hat, doch jetzt im SUV, in dem man fast thront, merke ich nichts von dem kleinen Hügel. Nur noch wenige Straßen. Ich schließe noch mal die Augen.

Nachweise in chronologischer Reihenfolge ihrer Nennung

Billy Idol: Eyes Without a Face. 1983. Komponisten und Textdichter: Billy Idol, Steve Stevens. BMG/Neue Welt Musikverlag GmbH.

Noah Cyrus: July. 2019. Komponist:innen und Textdichter:innen: Noah Cyrus, Peter James Harding, Michael Alexander Sonier. Universal Music.

Cathy Jordan: All Way Home. 2012. Komponist:innen und Textdichter:innen: Enda Patrick Cullen, Cathy Jordan, Ian Smith. Blix Street Music.

Winnie Raeder: Don't You Dare. 2019.
Komponist:innen und Textdichter:innen: Winnie Raeder. Warner Chapell Music LTD/Neue Welt Musikverlag GmbH.

Hi! Spencer: So schön allein. 2022. Komponist:innen und Textdichter:innen: Sven Bensmann, Matthias Lohmöller, Nicholas Müller, Jan Niermann, Janis

Petersmann, Tobias Schneider, Malte Thiede, Niklas
Unnerstall. Sony Music.

Rio Reiser: Für immer und dich. 1986. Komponist und
Textdichter: Rio Reiser. SATV Group Germany GmbH.

Ton Steine Scherben: Halt dich an deiner Liebe fest.
1975. Komponist:innen und Textdichter:innen: Ralph
Möbius, Ralph Steitz.

Über Lena Kupke

Lena Kupke hat English Studies und Geschichte in Bonn studiert. Sie ist Autorin und Stand-up-Comedian. 2021 erschien ihr Sachbuch ›Wahrheit oder Pflicht. Was ich übers Frausein gelernt habe.‹

›Pause‹ ist ihr Debütroman.

Lena Kupke lebt mit ihrer Familie in Köln.

Impressum

Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München. Umschlag

Artwork: Gesine Rommerskirchen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlags zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die automatische Analyse des Werkes, um daraus Informationen (insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen) gemäß §44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Die Funktionalität der Web-Links wurde zum Zeitpunkt der E-Book-Erstellung geprüft. Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkungen nicht erkennbar.

eBook-Herstellung: Greiner & Reichel, Köln (01)